

Zeitschrift: Versants : revue suisse des littératures romanes = Rivista svizzera delle letterature romanze = Revista suiza de literaturas románicas

Herausgeber: Collegium Romanicum (Association des romanistes suisses)

Band: 6 (1984)

Artikel: Der abbildfähige Teil der Geschichte die "Bündner Wirren" und die rätoromansiche Literatur

Autor: Camartin, Iso

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-253482>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER ABBILDFÄHIGE TEIL DER GESCHICHTE DIE «BÜNDNER WIRREN» UND DIE RÄTOROMANISCHE LITERATUR

Rudolf v. Albertini zum 60. Geburtstag

I

Es sind die Mystiker, die den abbildfähigen Teil der Realität von dem geschieden haben, was sich jeder Spiegelung, jeder Rückwendung an den Erlebenden entzieht. Wer über die Grenze seiner Welt hinausgelangen will zu dem, was er für das ganz Andere hält, muss darauf verzichten, es in Bildern und Brechungen doch wieder besitzgierig in seine Welt hereinzuholen¹. Damit finden sich Mystiker, die die Enttäuschungen unstatthafter Übertragungen längst ausgekostet haben, wohl ab. Schwerer fällt es der Kunst und den ihr Verpflichteten sich einzugestehen, dass ein Teil der Erlebnisfülle unrückholbar ist, sich in keine Bilder — so weit man auch diesen Begriff fasst — einfangen lässt, ja im Versuch der möglichst getreuen Rückspiegelung erst recht zur Illusion wird. Wir wissen heute, dass die Künstler, die ihre Werke als Widerspiegelung von ausserhalb der Kunst vorhandenen Realitäten auffassten, eher zu ihrer Nachhut als zu ihren Vorreitern gehörten. Selbst dort, wo das Dogma der Abbildung hoch im Kurs stand — etwa in der marxistischen Kunsttheorie — sah man sich bereits früh zu Modifizierungen veranlasst: «Realismus bedeutet meines Erachtens ausser der Treue des Details die getreue Wiedergabe typischer Charaktere unter typischen Umständen»². An der Lukacs'schen Ästhetik lassen sich die dialektischen Drehungen und Verrenkungen exemplarisch verfolgen, die notwendig werden, wenn man zugleich einer realistischen Widerspiegelungstheorie und der Bedeutungspolyvalenz eines Kunstwerks gerecht werden will. Auch wer die Welt nur abbilden will, wie sie ist, gerät in kaum lösbare Schwierigkeiten.

Weder von Mystikern noch von Kunsttheoretikern lassen sich in der Regel die Autoren leiten, die Literatur für die bescheidene Leserschaft einer sprachlichen Minderheit produzieren. Ihre Geschichten kränkeln nur in allerseltensten Fällen am unglücklichen Bewusstsein ihrer Schöpfer, die Welt nur wie im Zerrspiegel wiederzugeben. Dass das Erzählte sich einer vorgegebenen, ja erlebten Wirklichkeit verdankt, nimmt der naive Leser allemal an. Er weiss

aber auch, dass die Geschichten der Kalender und Bücher ungewöhnlicher sind, als sie das tägliche Leben liefert. Er verzichtet zwar nur ungern auf die Wahrscheinlichkeiten, die sich im Horizont seiner eigenen Lebenserfahrung abzeichnen, und doch verlangt er ein Quentchen Andersheit, die Spur einer Wahn- und Wunderwelt, damit ihm die Lektüre richtig behagt. Denn wäre die Welt im Buch nur die, von der er eben herkommt, da wüsste er wahrhaftig besseres zu tun, als sich lesend nur daran erinnern zu lassen.

Wenn also hier vom abbildfähigen Teil der Geschichte die Rede ist, so kann es nicht um die obligate Problematik jeder Realismusdebatte gehen und sicher auch nicht um die mystischen Innenwelten, für die es kein adäquates äusseres Korrelat gibt. Was an gegenwärtiger oder an vergangener Realität literarisch abbildfähig ist, ermisst sich in unserem Fall nicht einmal an den professionellen Fertigkeiten jener Gelegenheitsschreiber, die die Hauptstützen einer kleinen Literatur sind. In vorläufiger Weise könnte man den abbildfähigen Teil der Geschichte hier als jenen bezeichnen, zu dem sich sowohl der Autor wie die von ihm anvisierten Leser *zustimmend verhalten*. Ins Bild kommt nur das, was aufgrund eines vorgegebenen oder zumindest angenommenen Konsenses als repräsentativ gilt oder gelten soll.

Das ist nun gewiss ein sehr selektiver Umgang mit Geschichte, aber schöne Literatur ist ja auch nur in einem bescheidenen Sinne als Historiographie zu gebrauchen. Zwar erborgt sie sich mit Vorliebe gerade aus dem, was man für die eigene Geschichte hält, den Stoff zum Erzählen, aber sie lässt sich in keiner Weise vom tatsächlich Geschehenen einfach in die Pflicht nehmen. Hermman Lübke hat in seinem Aufsatz «Zur Identitätsrepräsentationsfunktion der Historie» eine Definition gebraucht, auf die ich hier zurückgreife, um die gezielt fragmentarische Aneignung von Geschichte in der erzählenden Literatur in den Blick zu bekommen. Es heisst da nämlich: «Erzählte Geschichten sind Medien der Präsentation eigener und fremder Identität, und niemand kann eine eigene ohne Vergewärtigung fremder finden»³. Der parteiisch-ideologische Umgang mit Geschichte kümmert sich jedoch um die eigene Identität sehr anders als um die fremde. Er findet die eigene Identität zwar auch nicht ohne die fremde, aber letztere ist für ihn nun eben nicht mehr «abbildfähig». Um genau diesen Defekt geht es im Folgenden. Ein ganz grosser Teil des literarischen Bestandes jeder auch nur tendenziell ethnozentrischen Literatur lässt sich durch dieses Hauptmerkmal kennzeichnen.

Auch im Fall der rätoromanischen Literatur kann man daran nicht deuteln, dass sie übermässig um ein nicht verwechselbares

Eigenbild besorgt ist. Dies mag die selektive Verwendung der Welt zur Selbstdarstellung erklären. Der Rückgriff auf die Geschichte ist aber für eine gesellschaftliche Gruppe, deren Existenz in der Gegenwart bedroht ist, eines der beliebtesten Verfahren, um ein aktuelles Sinndefizit über eine gewisse Zeitstrecke wirksam auszugleichen. Geschichte ist eine Art Sinnreservoir für die aktuelle Dürre, auch deshalb ist die historische Erzählung in Randliteraturen ein beliebtes Genre. Dabei rekurriert man nicht zu irgendeiner Geschichte, gar jener der eigenen Schmach, sondern man fordert Besitzanteile auch an jener des Ruhmes, und wäre man dabei auch nichts als ein Zaungast gewesen.

Keine geschichtliche Epoche Graubündens eignet sich aber besser zur Erinnerung an Zeiten hoher Selbstbedeutsamkeit als jene der «Bünder Wirren». Diese erste Hälfte des 17. Jahrhunderts ist zwar nicht nur in Graubünden eine Zeit ungewöhnlicher politischer und konfessioneller Unruhen, ja Graubünden ist innerhalb der sich neu formierenden europäischen Grossmächte gewiss nur ein kleiner Nebenschauplatz, aber für die Betroffenen ist diese historische Phase doch ganz und gar unerhört, da in ihr die bittersten inneren Gegensätze unter den Bewohnern des Landes ausbrechen. Dass Zeiten grosser Umwälzungen auch ungewöhnliche Charaktere unter den Menschen zur Folge haben, scheint ein allgemeines Gesetz von Zivilisationen zu sein, und so kam auch Graubünden zu seinen Furcht und Schrecken und damit wieder grosse Bewunderung verbreitenden Helden. Ist die wahre Not einmal überstanden, steht der verklärenden Erinnerung wenig im Wege. Generationen von schreibfreudigen Bündnern sollten davon profitieren.

Der literarhistorischen Genauigkeit wegen ist jedoch gleich anzufügen, dass die erste Auseinandersetzung mit den Bünder Wirren in der rätoromanischen Literatur nicht den Autoren späterer Jahrhunderte zuzuschreiben ist, die blut- und tränenreiche Taten schildern wollten, sondern den unmittelbaren Zeugen jener Zeit, den streitenden Parteien von Priestern und Prädikanten zumal, die an den Folgen gegenseitigen Hasses schwer zu tragen hatten und in guten Stunden darüber religiöse und politische Kampflieder verfasten⁴. Es sind bewegende Dokumente darunter, Zeugnisse von konfessionellem Bruderhass, zu dem Verbannung, Folter und Mord wie selbstverständlich dazugehörten. Die Lieder wurden zur breiten Streuung der eigenen Hälfte der Wahrheit öfters gleich in mehreren Sprachen abgefasst. Vom berühmtesten Exempel, dem «*Pündtnerisch Hahnengescrey*» sind uns vier verschiedensprachige Versionen erhalten: ein frühes Zeugnis für die komplizierten Sprachverhältnisse innerhalb der drei Bünde.

Doch interessieren uns hier nicht die Gebete und Flüche der verstörten Zeitgenossen, sondern die ernnernde Anteilnahme der späten Nachkommen. Unter den rätoromanischen Schriftstellern war keiner mit grösserem Eifer bemüht, diese Zeit der inneren Zerrissenheit neu ins Bewusstsein zurückzuholen, als der Benediktinermönch Maurus Carnot (1865-1935). In zahlreichen Erzählungen und Dramen hat er versucht, seine Leser etwas von der Masslosigkeit im Erleben und Erleiden der Menschen dieser Zeit spüren zu lassen, wohl auch um sie friedfertig und fromm gegenüber den Ungerechtigkeiten ihrer eigenen Zeit zu stimmen⁵. Eines seiner Hauptwerke ist «*La Historia dil Gieri Genatsch*», eine historische Erzählung über den wohl problematischsten Helden dieser an ruchlosen und flairreichen Menschen gut dotierten Epoche⁶. Damit begab er sich sowohl historisch wie literarisch in bereits erkundetes und über weite Teile auch definitiv besetztes Gelände. Der rätselhafte Jenatsch war durch die Historiker Haffter und Pfister bereits zu quellenorientiert festgeschrieben⁷, als dass er der dichterischen Einbildungskraft voll zur Disposition gestanden hätte. Was aber noch mehr wog: er hatte in Conrad Ferdinand Meyer einen derart gewaltigen Gestalter gefunden, dass diese Figur für die Erzählgattung poetisch gleichsam konsumiert war⁸. Dies hat freilich Schreiber von naiv-wagemutigem Naturell nicht abgeschreckt, uns mit trivialliterarischen Versionen der Jenatschgeschichte zu versorgen. Was dabei in deutscher Sprache zustande kam, darf ohne Bedauern vergessen werden⁹. Die Rätoromanen, gewohnt, im Literarischen auch Triviales als ihr Eigentum anzusehen, haben in der Surselva immerhin ihren schreibenden Mönch und seine Jenatschgeschichte hoch verehrt und eifrig gelesen. Und so behielt sie — auch neben C.F. Meyer — als eine Geschichte für Betroffene ganz und gar ihre Bedeutung. Carnot war sich seines hochkarätigen Konkurrenten durchaus bewusst. Mit untrüglichem Spürsinn für *seine* Chance reimte er deshalb im Motto des Buches:

«Il Gieri Genatsch, remarcabel Grischun,
ha bia raquintaders en mingta cantun.
Jeu tschentel miu pei sco Genatsch sil medem
fideivel terratsch:
Descriver jeu less senza fel e flattem
Nies Gieri Genatsch.»

«*Unser*» Gieri Genatsch: so heisst Carnot's Programm, ein Programm, wie man sieht, das die historische Realität bewusst mit einem subjektiven Faktor versieht.

II

Natürlich fällt es nicht besonders schwer, diesen zu entdecken. Verstecktes und kryptisches Vorgehen ist nicht die Sache volksnaher Autoren. In Carnot's Literaturverständnis hat Klarheit und Offenheit Vorrang vor der nur ästhetisch interessanteren Mehrdeutigkeit. Man soll dem Volk nicht ein A für ein U vormachen, nicht als Dichter und schon gar nicht als Mönch. So gibt es keine Missverständnisse und keine Zweifel, und wer es nicht beim ersten Mal begreift, hat bei den zahlreichen Wiederholungen die Botschaft zu fassen.

Von zwei stark weltanschaulich eingefärbten Annahmen ist das Geschichtsbild Carnot's geprägt. Die erste könnte man als das *gegenreformatorische Theorem* bezeichnen, wonach die Spaltung, das Ausbrechen aus einem gegebenen Kontinuum, das Grundübel und den eigentlichen geschichtlichen Sündenfall darstellt. Die konfessionelle Zerrissenheit und der dadurch beförderte blutige Zwist unter Landsleuten ist dafür gleichsam die Signatur der Epoche, wenn auch keineswegs ihre zureichende Erklärung. Carnot ist ein zu versöhnlicher Theologe, um den Streit um den wahren Glauben zum Anlass für Mord und Totschlag hinzunehmen. Es muss zuvor ein Riss durch die eigentliche Natur des Menschen gegangen sein, bevor sich ein solcher im Glauben auftun konnte. Unschwer lässt sich der Ort benennen, an welchem es geschah: im Aufbegehren gegen tradierte Lebensformen, in der Gier nach Macht und Einfluss über andere, im Eifer, es den Reichen der grossen Welt nachzutun, zerbricht das als providentiell erachtete Bündnis zwischen Herren und Bauern, das in noch erinnerbarer Zeit zum Erlebnis von Eigenständigkeit und selbstverantworteter Wehrhaftigkeit geführt hatte. Man könnte geradezu von einem ökonomischen Erklärungsmodell für die Übel der Zeit sprechen: der auf Gewinnsucht basierende Verrat der oberen Schichten an den Interessen der gesamten Bevölkerung, der Bauern insbesondere, und die Käuflichkeit der sogenannten «besseren Herrschaften» durch fremde Mächte sind der konkrete historische Ausdruck für den Abgrund, der sich in den Menschen aufgetan hat. Dass die Plantas und die Salis zu bezahlten Agenten von Habsburgern und Spaniern oder von Franzosen und Venetianern «aufgestiegen» sind und ihre Hörigen kaltblütig für fremde Dienste einspannen, darin liegt für Carnot der eigentliche Verrat, die beschämende Selbstverleugnung der Bündner. Der fromme Mönch war ganz gewiss kein Anhänger revolutionärer Gleichheitsideen, die die von Gott gegebenen Unterschiede zwischen reich und arm aus der Welt schaffen sollten, er verteidigte

vielmehr — als Bewunderer und Freund der habsburgischen Kaiserfamilie — die Idee des «guten Herrschers», dessen Taten zum Wohle aller Bewohner gereichen. Umso erstaunlicher ist es, wie unumwunden er für die Denaturierung der Menschen die ökonomische Begehrlichkeit verantwortlich macht, die die Bindungen zwischen Menschen gleichen Stammes so radikal aufzulösen vermag.

Die Spaltung reißt freilich nicht nur «purs e signurs» auseinander, sie läuft auch mitten durch die Seele des Einzelnen. Carnot führt es an Vertretern jenes Standes vor, die er selber wohl am besten kennt: an den «Dienern des Wortes», die auch die Streiter ihrer Kirchen sind. Die Wirrnisse der Zeit haben die Anführer der Seelen sich selbst entfremdet: anstatt sich um das Reich Gottes zu kümmern, beteiligen sie sich am weltlichen Streit, nehmen Partei für Herrscher und Heer und greifen selbst zur Waffe, wo ihr Gott ihnen zu zögerlich erscheint. Nicht mehr die guten Hirten sind sie, sondern gedungene Treiber, die ihr Amt missverstehen. Und Carnot schont weder die hohen Kirchenfürsten noch die von den rauen Sitten des Tages angesteckten und berauschten jungen Theologen. Er zeichnet ein anklägerisches Bild des Kardinals Richelieu, bei dem die sogenannte Staatsräson alle spirituellen und ethischen Werte ausser Kurs gesetzt hat. Er geißelt den Fanatismus der kämpferischen Prädikanten, die jeden Widersacher und Widerdenker am Galgen sehen wollen. Die Epoche war so reich an improvisierten und regellosen Strafgerichten, Folterungen und Hinrichtungen, dass es ganz natürlich erscheint, die Schuld auch bei denen zu suchen, die die Menschen zur Friedfertigkeit anführen sollten. Die weltliche und die geistliche Führung schien ausgebrochen aus der ihr auferlegten Verpflichtung, für das Wohl der Zeitgenossen einzustehen.

Neben diesem ständisch-konservativen gegenreformatorischen Gesellschaftsbild ist Carnot's Weltanschauung von einem zweiten, individualpsychologischen Theorem geprägt, das man ideengeschichtlich als das *augustinische* bezeichnen könnte. In der knappsten Formulierung lautet es: «INQUIETUM COR NOSTRUM DONEC REQUIESCAT IN TE»: es treibt den Menschen rast- und ruhlos ins Weltliche, doch seinen Frieden findet er erst, wenn er sich hinwendet zum Jenseitigen. Das ist freilich eine passende Folie für die bewegte Geschichte eines jungen reformierten Theologen, der seinen geistlichen Beruf für das Kriegshandwerk an den Nagel hängt, um nach Jahren des Kampfes und des Sieges schliesslich durch die Lektüre der Kirchenväter in den Schoß der katholischen Kirche zurückzufinden. Es besteht kein Zweifel, dass das eigentli-

che Skandalon an der Meyerschen Deutung des Jenatsch für Carnot der ominöse Satz zur Konversionsgeschichte war: eine Fratze habe er gegen eine Fratze getauscht, liess Meyer seinen Jenatsch bekennen. Dagegen opponierte alles im patriotischen Herzen des Bündners Carnot, dagegen schienen aber auch die neugefundenen Dokumente über das Leben Jenatschs zu sprechen. «Requiem» überschreibt Carnot das letzte Kapitel seines *Gieri Genatsch*, und die Ruhe, die der Held zunächst unter den Bleidächern von Venedig, dann im Kapuzinerkloster zu Rapperswil findet, wo er den gewagten Schritt ins andere konfessionelle Lager tut, ist wohl als Vorgeschmack dessen anzusehen, was der katholische Glaube für die eigentliche «requies» hält. Auf diese religiöse Selbstfindung hin sind bei Carnot alle Momente der Lebensgeschichte Jenatschs wie im Magnetfeld ausgerichtet. Man hat deshalb Carnot's Text nicht zu Unrecht als «Konversionsroman» bezeichnet. Einige Umpolungen Jenatsch'scher Schreckenstaten waren notwendig, um in ihnen die Disposition zum reuigen Sünder unterzubringen. Carnot hat für solche Frühwirkungen der Vorsehung eine existentielle Charakteristik Jenatschs erfunden, die er in seiner Geschichte leitmotivartig verwendet: es ist Jenatsch der Fliehende, der Ausreisser, der es nicht bei sich und nicht bei den Menschen aushält. Weder seine mitstreitenden Freunde noch die ihm geheimnisvoll nachstellende Frauenseele (auch sie eine mächtige Agentin der Gnade) vermag ihn aber von dieser Unruhe zu heilen. Sie treiben ihn nur in die Enge, und wenn diese auch noch in der Arrestkammer von Venedig äusserlich hinzukommt, muss aus dem Saulus ein Paulus werden.

In diesen *ideologischen Rahmen* ist die Lebensgeschichte Jenatschs eingefasst. Wenn man jetzt noch hinzufügt, welche gestalterischen Mittel Carnot vornehmlich zu ihrer Schilderung einsetzt, hat man einen ersten Umriss vom dem, was für Carnot «abbildfähige Geschichte» ist. Die Literarisierung des Stoffes erfolgt aufgrund einer in populärer Literatur verbreiteten Erzähltechnik, die Carnot allerdings virtuos handhabt. Ihr Ziel ist es, die Botschaft, auf die es der Erzähler abgesehen hat, aus *vertrauten Beständen* zu entwickeln. Das erste Kapitel von Carnot's Jenatschgeschichte ist dafür ein sprechendes Exempel. Es beginnt nicht mit jener entscheidenden Versammlung der drei Bünde in Ilanz, auf der Jenatsch sich als der klarste Kopf unter des Streithähnen und als der zuverlässigste Hasser fremder Mächte auf Bündnerboden entpuppen soll, sondern Carnot sammelt das Volk auf dem Gang von der obersten Gemeinde des Tales zum Tagungsort ein, lässt seine Exponenten zu Wort kommen, die Ereignisse kommentieren, Rivalitäten und Zugehörigkeiten markieren. So entsteht gleichsam als

ein Horizont kommender Ereignisse eine Art « Weltbild von unten » und ein Gefühl der Vertrautheit mit den sich vorbereitenden Staatsaffären. Carnot ist ein subtiler Insinierer des « tua res agitur », des « Es geht hier auch um deine Haut! », sodass die Leser der Geschichte zwanglos in die Reihen der nach Ilanz ziehenden Volksvertreter sich einfügen können. Und ähnlich geschieht es an dutzenden Stellen der Erzählung, an denen die Feinabstimmung mit den Erwartungen der Leser den Gang der Ereignisse vorzeichnet und beflügelt. Die grosse Popularität von Carnot unter den katholischen Lesern der Surselva beruht ganz gewiss auf seiner Fähigkeit, Geschichte so zu erzählen, als wäre sie eigens zur Ergötzung und Belehrung seiner Lesergemeinde abgelaufen.

Carnot wäre freilich ein untypischer rätoromansicher Schriftsteller, würde er darauf verzichten, seine Leser auf Dinge zu verweisen, die zu einer opulenteren Ausstattung ihrer gesunden Weltanschauung dienlich sein könnten. Auch dafür sei nur ein Beispiel hier angeführt: Carnot's Ästhetik entspricht dem Kanon, den man in humanistischen Gymnasien katholischer Observanz einhält. Ein Wort von Cicero da, eine Sentenz von Seneca dort, dazwischen Psalmenworte aus den lateinischen Horen oder eine biblische Figur zum Exempel, und schon hellt sich der geistige Horizont der Leser mit dem der Helden der Geschichte auf. Carnot ist zwar ein zu guter Erzähler, um die Leser spüren zu lassen, dass er ihnen eine Lektion in klassischer Rhetorik erteilt, aber er weiss auch zu genau um die hohe Bedeutung, die man unter Sprechern einer Randsprache der eloquenten und gebildeten Redeweise zumisst. Wie denn überhaupt das Lob der rätoromanischen Sprache — die nicht Carnot's Muttersprache war, zu der er sich jedoch als zu seiner eigenen Herzenssprache bekannte — innerhalb der Jenatschgeschichte vielfältigen Ausdruck erhält, am überraschendsten wohl in der Figur des Dichters Stiafen Gabriel, eines unbittlichen Kämpfers für die neue Religion, von dessen Sprachtalent aber auch der katholische Mönch so beeindruckt ist, dass er ihn zum rätoromanischen Luther erhöht. Wenn Carnot die Lieder des Prädikanten Gabriel zitiert, erscheint der Riss im Glauben als die unnötigste Not der Zeit: denn in der starken bilderreichen Sprache des Stiafen Gabriel müssten sich die getrennten Brüder wieder finden können. Zum Geschichtsbild Carnot's gehört die Möglichkeit der Versöhnung. Die gemeinsame Sprache könnte die Brücke dazu sein. Carnot erblickt den Weg dazu freilich aus dem Abstand von 300 Jahren. Zur Zeit Jenatschs und Gabriels war aber Kampf und nicht Versöhnung das Gebot der Stunde.

III

Was man unter solchen Vorbedingungen erzählen kann und erzählen will, ist im besten Fall ein Ausschnitt aus dem, was sich geschichtlich wirklich ereignet hat. Carnot kann als exemplarischer Fall gelten unter jenen in Minderheitenliteraturen überproportional häufigen Autoren, für die gilt, dass jenes Bild der Vergangenheit das wahre ist, das man im Blick auf die Leser als das für sie gute und geeignete hält. Es soll hier nicht bezweifelt werden, dass ein sensibler Autor — und ein solcher war Carnot gewiss — mit seinen Zeitgenossen so in Tuchfühlung leben kann, dass er als Kenner der Vergangenheit auch zeitgenössische Erwartungen historisch adäquat erfüllen kann. Unter Popularität versteht man ja nicht nur die Fähigkeit zum Einpegeln auf dem niedrigsten Wunschniveau der Leser, sondern es kann dazu auch die Sensibilität für deren maximale Ansprechbarkeit gehören. Es liegt auch durchaus im Bereich der Möglichkeit, dass Carnot's manische Leitidee des «Zurückkehrens», der «*Conversio*», ein Schlüssel für grosse Literatur hätte werden können und sich in der zweifelhaften Konversionsgeschichte eines politischen Profiteurs wie Jenatsch hätte verfangen müssen. Worauf hier aber unsere Aufmerksamkeit sich richtet, ist dieser «*ethnozentrische Pakt*» zwischen Autor und Leser, der im Willen, eine eigene Geschichte zu finden und bei Bedarf zu erfinden, die Realgeschichte ausblendet und negiert. Im Extremfall heisst dies, dass die Insistenz auf eine eigene Version der Geschichte mit dem Verlust ihrer realen Inhalte erkaufte ist. Jene, die immerhin marginal an vergangenen Ereignissen partizipiert haben, stehen am Ende mit einer eigenen Version von Geschichte da, die nur mehr aus Fiktionen besteht. Die Frage ist, wodurch diese endemische Tendenz in der erzählenden Literatur kleiner Sprachgruppen korrigierbar wäre.

Damit kommen wir zurück zu unserer Ausgangsthese, wonach zu einem adäquaten Geschichtsbild wesentlich auch die «*Vergegenwärtigung fremder Identität*» gehört. Solange man nur «eigene Leute» als Akteure des Geschehenen erkennt und solange man das Geschehene nur aus den Praökkupationen der Gruppe deutet, zu der sich Autor und Leser angehörig fühlen, kommt ein Bild der Wirklichkeit zustande, das von der Illusion ununterscheidbar geworden ist. Die ursprüngliche ideologische Befangenheit, den Eigenanteil am historischen Verlauf herauszupräparieren, ohne ihn anhand von «Fremdgeschichte» gewichten zu wollen, macht die so Verfahrenen zu Gefangenenen ihrer eigenen Konstruktionen. Wer Nähe suggeriert, wo nur Ferne und Fremdheit zu spüren wäre,

usurpiert die Realität für die eigenen Wunschbilder. In den historischen Bildern, die er uns liefert, ist Geschichte nur noch Vorwand und als geschehene Geschichte abwesend.

Die «Bündner Wirren» wären eine geradezu prädestinierte Epoche für einen rätoromanischen Schriftsteller gewesen, um eigene Geschichte im Zusammenspiel mit fremder Geschichte ins Bild zu setzen. Ihre literarische Ausgestaltung in C.F. Meyers Jenatschgeschichte hätte selbst einen Andersdenkenden auf diesen Zusammenprall von innen- bzw. aussenorientierten Weltanschauungen führen müssen. Nun ist es zwar verständlich, dass ein Schriftsteller aus der Provinz sich einen bequemeren Platz aussucht, als die hohen Schultern eines C.F. Meyer, um den kleinen Weltausschnitt zu illustrieren, der ihn besonders interessiert. Gerade aber wenn es darum geht, ein Gegenbild zu entwerfen zu einem weitverbreiteten und weitakzeptierten, hätte er sich an der Verpflichtung zur Historie eines Autors orientieren können, der einmal seinem Verleger schrieb: «Die historische Wahrheit hat den Vorsprung gewonnen, und ich getraue mich nicht, ihr eine vollere Gestalt zu geben, als mir die Quellen bieten»¹⁰. Wir wissen heute, dass die «mit historischem Stoff völlig gesättigte Phantasie» Meyers sich grosse Freiheiten nahm, wenn auch nicht solche, die dazu dienten, Geschichte aus seiner Historienmalerei ganz zu verbannen¹¹. Und selbst wenn Carnot aus der verständlichen Angst, als Epigone zu gelten, es von sich gewiesen hätte, seine Jenatschgeschichte an der Meyerschen zu orientieren, er hatte ja die Quellen, die bei Haffter gesammelten und allerneueste, denen Pfister auf der Spur war. Was uns heute an der Jenatschversion Carnot's so irritiert, ist die Erfahrung, dass auch das kleinste, unscheinbarste historische Dokument, das wir aus Jenatsch's Hand besitzen, von diesem Mann ein völlig verschiedenes Charakterbild vermittelt, als das von Carnot gezeichnete. Man hat nicht die jüngste Entdeckung der Jentaschbriefe an Stiafen Gabriel abwarten müssen, in denen er seinen Übertritt zum katholischen Glauben mit erstaunlicher Kenntnis der Geschichte der Häresien verteidigt, um zu erkennen, dass er jener augustinische Gottsucher Carnot's ganz gewiss nicht war. Da steht Meyer's Bild vom skupellosen, machtgierigen Individuum, das als «gesetzloser Kraftmensch» über alle Hemmnisse der Zeit hinwegschreitet, dem Bild, das Jenatsch in seinen eigenen Briefen von sich gibt, ganz gewiss näher. Aber auch die Kontrahenten Jenatschs, Diplomaten, Offiziere, Herrscherfiguren fremder Mächte, einheimische Freunde und Neider, sie alle kommen gerade bei Carnot um ihre historische Glaubwürdigkeit. Es ist sehr gut vorstellbar, dass eine Jenatschgeschichte aus der Perspektive der von seinen Aktionen Betroffenen,

der Profiteure und der Opfer, verfasst worden wäre, und dabei hätte die authentische Stimme der Landsleute der drei Bünde gewiss nicht zu schweigen brauchen. Schon ein Blick auf die Geschichte der Auswanderung von Bewohnern der drei Bünde jener Zeit hätte den komplizierten Zusammenfall von Eigen- und Fremdgegeschichte aufleuchten lassen können¹². Vor allem aber hätte das Schicksal der politisch Verbannten beider Konfessionen zur Zeit Jenatschs — worunter auch schriftstellernde Vorgänger Carnot's zählten — ein geradezu phantastisches Material geboten, um eine Jenatschgeschichte zu schreiben, die sich im wahren Horizont der Betroffenen bewegte. Dies konnte natürlich dort nicht geschehen, wo ein Autor von vornherein sich nur auf das einlässt, worauf ihm seine treuen Leser zu warten scheinen.

«Die Vergangenheit führt einen heimlichen Index mit, durch den sie auf die Erlösung verwiesen wird», schrieb Walter Benjamin in einem seiner geschichtsphilosophischen Essays¹³. Carnot war Mönch genug, um in der Zeit der «Bündner Wirren» den der Erlösung harrenden Teil zu erkennen. Sein Bemühen um den wahren Index der Geschichte ging nur von der falschen Voraussetzung aus, dass dieser ausschliesslich auf die Eigengeschichte zu verweisen hat. Die Aussparung von Fremdgegeschichte zur Erretung von Eigengeschichte ist ein Verfahren, dem noch heute rätoromanische Autoren geradezu schlafwanderisch zuneigen. Leser, die ihre Literatur mit Aufmerksamkeit und Realitätssinn verfolgen, erfahren bei der Lektüre rätoromanischer Autoren immer wieder das, was der Philosoph Günther Anders einmal als «Kontingenzschock»¹⁴ bezeichnet hat: den tiefen Schrecken darüber, dass das, was ihnen als Eigengeschichte hier entgegentritt, tatsächlich alles ist, was man war und jetzt noch sein kann. In dieser Erfahrung ist es aber gerade das Fremde, Unverstandene, Verdrängte und Verweigerte in der Geschichte, das am allermeisten der Erlösung harrt. Das Ausmass dieses Fremden übersteigt um ein Vielfaches dasjenige, zu dem man sich als dem Eigenen bekennen kann. Wenigstens den Index dieses Fremden zu deuten, wäre somit eine der wichtigen Aufgaben heutiger rätoromanischer Autoren. Denn es ist nach wie vor ein legitimes Grundberdürfnis gerade von Literaturen, die ein Randdasein fristen, das ästhetische Gebilde in vergangener Wirklichkeit und realer Gegenwart verankern zu können.

Iso Camartin
Heidelberg

ANMERKUNGEN

- 1 Zum Begriff eines nicht mehr abbildfähigen Seins, siehe Gershom Scholem, *Über einige Begriffe des Judentums*, Frankfurt, edition suhrkamp, 1970, S. 164 seq.
- 2 Marx/Engels, *Ausgewählte Briefe*, Berlin, Dietz, 1953 s. 483.
- 3 in: *Identität, Poetik und Hermeneutik VIII*, hrsg. v. Odo Marquard und Karlheinz Stierle, München, Wilhelm Fink Verlag, 1979, S. 284.
- 4 Dazu: R.R. Bezzola, *Litteratura dals Rumauntschs e Ladins*, Chur 1979, S. 216-238.
- 5 Eine Übersicht und kurze Charakterisierung der Werke Carnots findet sich bei Bezzola, a. a. O. S. 423-436.
- 6 Das Werk erschien als Band IX in der populärsten belletristischen Reihe der Surselva: *Nies Tschespet*, Ilanz 1929. Es wurde alsbald zu einem hochbeliebten Volksbuch der katholischen Bewohner des ehemaligen Grauen Bundes.
- 7 Ernst Haffter, *Georg Jenatsch. Ein Beitrag zur Geschichte der Bündner Wirren*, Davos 1894. Ders.: *Georg Jenatsch, Urkundenbuch*, Chur, 1895, Obwohl Alexander Pfister's *Georg Jenatsch — Sein Leben und seine Zeit* erst 1938 erschien, war Carnot mit den langen Vorarbeiten von Pfister vertraut, zumal mit dessen Entdeckung von Jenatsch-Briefen in römischen Archiven. Man nimmt an, dass diese neuen Dokumente um die Konversionsproblematik Jenatschs den eigentlichen Anstoss für Carnot bildeten, das gängige Bild des Bündner Haudegens zu revidieren. Allerdings sind noch nach der 3. Auflage von Pfister's *Jenatsch-Biographie* im Jahr 1951 bisher unbekannte Briefe Jenatschs gefunden worden. Siehe dazu neuerdings: Silvio Margadant (Hrsg.), *Georg Jenatsch, Briefe 1614 — 1639*, Chur, Terra Grischuna Buchverlag, 1983.
- 8 Conrad Ferdinand Meyer, *Jürg Jenatsch — Eine Bündnergeschichte*, Historisch-kritische Ausgabe Bd. X, Bern, Benteli — Verlag, 1958. Siehe vor allem den editorischen Anhang S. 271 — 414.
- 9 Aufschluss über den literarhistorischen Niederschlag der Figur Jenatschs gibt: Balzer Gartmann, *Georg Jenatsch in der Literatur*, (Diss.) Disentis, Condrau, 1946.
- 10 C.F. Meyer, a.a.O. S. 278.
- 11 Siehe dazu: Iso Camartin, *Gieri Genatsch e Jürg Jenatsch*, Annalas da la Societa Retorumantscha XCI, 1978, S. 205-220.
- 12 Dolf Kaiser, *Cumpatriots in terras estras*, Samedan, 1968.
- 13 Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften*, Band I.2, Frankfurt, Suhrkamp 1974, S. 693.
- 14 Günther Anders, *Ketzeien*, München, C.H. Beck, 1982, S. 320.